

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Englisch-Ostindien

Karlsruhe, 1858 [erschienen] 1859

Das Christenthum und das Auftreten der westeuropäischen Nationen in
Hindustan

[urn:nbn:de:bsz:31-229408](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-229408)

bizarren Gruppen, öfters von der größten Schlüpfrigkeit, wo der Lingam stets vorherrscht. Gewöhnlich befinden sich vor diesen Pagoden die Gath's oder Stufen, auf denen die Hindus an das Ufer des Flusses oder des geheiligten Brunnens, der nahe an dem Tempel gegraben ist, herabsteigen, und wo sie sich von ihren physischen und moralischen Flecken reinigen müssen, ehe sie sich an die Gottheit wenden. Wo dergleichen Gath's angebracht sind, machen die Brahmanen stets die geheiligten Gewässer zu einer Quelle von Besteuerung, die sie den Büßern auferlegen. Stets sieht man in der Nähe dieser Gath's einige dieser unglücklichen Fanatiker im Staube ausgestreckt und mit Asche bedeckt, die so durch die abschreckendste Unreinlichkeit für ihre Sünden Buße thun.

Das Christenthum und das Auftreten der westeuropäischen Nationen in Hindustan.

Die vorangegangenen Abschnitte enthielten unter Anderm einen kurzen Abriss der Geschichte Indiens und stellten in einer Schilderung der ehemaligen Hauptstadt des mongolischen Reichs, Delhi, und der drei Präsidenschafts-sitze: Calcutta, Bombay, Madras, asiatisches Leben europäischem gegenüber, in einem Contraste, wie er schroffer in der Berührung zweier Völker kaum gedacht werden kann.

Der Verfasser dieses Werkes ist der Ansicht, daß das Hauptinteresse des Lesers darin bestehen müsse, wenn ihm die ersten Berührungspunkte der modernen europäischen Völker mit den Hindus nachgewiesen würden. Nicht nur, daß die Berührung einer unbekanntem Welt durch die alten Culturvölker Europas stets auf denkende Leser eine unbezwingliche Anziehungskraft ausübt, das Zusammentreffen der europäischen mit den asiatischen Völkern hat auch so viel dramatisch Spannendes, daß eine Schilderung desselben stets das größte Interesse gewähren muß. Die energischen Nationen Europas — als die geistig und physisch bevorzugten unter allen menschlichen Rassen — drücken Allem, dem sie bei fremden Völkern begegnen, den Stempel ihres Wesens und ihrer Thätigkeit auf; in der ganzen weiten Welt hat die Berührung mit ihnen dem Geiste außereuropäischer Völker eine andere, als die ureigene Richtung vorge-

zeichnet; der Contrast europäischen Lebens mit asiatischem prägt sich auf jedem Schritte, den wir in den Städten thun, wo sich Europäer und Asiaten am häufigsten begegnen, so scharf aus, daß ein Nachweis der ersten Berührungspunkte gleichsam von selbst geboten ist.

So sehr auch alles, was von den ersten christlichen Kirchen in den verschiedenen Theilen der Welt erzählt wird, in Dunkel gehüllt ist, so sind doch mehrfache geschichtliche Anzeichen vorhanden, daß der Apostel Thomas, in Folge der ihm vom Heiland gegebenen Mission, seinen Weg nach Indien fand, um dort das Christenthum zu lehren, und daß er daselbst der Verfolgung der Brahmanen erlag. Es sprechen unbestreitbare Thatsachen dafür, daß das Christenthum bis gegen das neunte Jahrhundert in Hindustan in der Ausbreitung begriffen, dann aber bis um die Zeit der Landung der Portugiesen in Verfall gerathen war.

Der Venetianer Marco Polo, der Asien um das Jahr 1292 bereiste, also lange ehe die Portugiesen ihren Weg dahin fanden, berichtet, daß Christen und Mohamedaner damals sehr zahlreich daselbst waren.

Gegen das Jahr 1500 wurden, nach authentischen Berichten, allein 30,000 christliche Familien in einem einzigen Distrikte, dem von Calicut gezählt, die demnach ihren Glauben ohne alle, oder wenigstens nur durch eine höchst unvollkommene Verbindung mit dem römischen Stuhle und der übrigen Christenheit bewahrt hatten.

Diejenige europäische Macht, deren Schiffe zuerst die Straße nach Indien um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum entdeckten, waren die Portugiesen.

Diese, wie die spanische Nation hatte Jahrhunderte lang kämpfen müssen, ehe es ihr gelang, die kriegerischen und fanatischen Mohamedaner zu vertreiben, welche sich in ihren Gebieten festgesetzt hatten. Das Königreich, de Barros genannt, ward mit dem für die Befreiung vergossenen Blute der Märtyrer geweiht, und weithin in die Welt erscholl durch die Thaten anderer Märtyrer sein Ruhm; denn so nennt die portugiesische Geschichtschreibung alle diejenigen, welche im Kampfe gegen die Ungläubigen ihr Leben ließen. Nachdem die Portugiesen die Mauren aus Europa vertrieben hatten, verfolgten sie dieselben bis nach Afrika. Dieser hartnäckige Kampf, der für Portugal das Bedürfniß von Seelenten schuf, lenkte zugleich die Aufmerksamkeit seiner Könige auf das Meer, als dasjenige Feld, auf dem gleichzeitig Reichthümer, Größe und Ruhm zu erlangen waren. Diese Neigungen, unterstützt von der geographischen Lage

des Landes, das mit einem großen Theil seines Gebiets an's atlantische, bis dahin noch größtentheils ungelante Meer grenzt, führten die Portugiesen dem Ruhme entgegen, den ihre Seezüge des 15. und 16. Jahrhunderts ihnen mit so großem Rechte erworben haben.

Den ersten Entdeckungsversuch machte König Johann an den Küsten der Berberei. Er rüstete ein kleines Geschwader zu dem Zwecke aus, die Küste von Marocco und, wo möglich, den ganzen afrikanischen Continent zu besuchen. Es gelang demselben, das Cap Non, über das hinaus die damaligen geographischen Kenntnisse der Europäer nicht reichten, zu passiren, und eine große Strecke der Westküste von Afrika zu erforschen. Jedoch gewohnt, das feste Land niemals aus den Augen zu verlieren, ließen sich die Seelente König Johanns durch die furchtbaren Klippen des Vorgebirgs Bajador und durch die Wogen, welche sich stets an demselben brechen, einschüchtern. Aber auch so war diese Reise immer noch ein festes Unternehmen, das den Entdeckungseifer mächtig aufstachelte, welcher bereits durch die Aufmunterungen eines Fürsten, der Seeunternehmungen so sehr liebte, wie König Johann, in hohem Grade angeeifert war. Prinz Heinrich, der jüngste der Söhne Johanns, der sich bereits seine Sporen in den Kriegszügen gegen die Barbaren verdient hatte, widmete alle ihm zu Gebot stehenden Hülfsmittel zu diesem Zwecke. Von seiner Residenz Sagres bei Cap St. Vincent aus hielt er stets seine Blicke auf den Ocean gewandt, und sammelte alles, was die damals noch in der Kindheit befindliche Geographie und Seemannskunst ihm Nützlichcs in die Hände lieferte.

Der erste Seezug, bei dem er sich (1418) betheiligte, bestand nur aus einem einzigen Schiffe, das zwei Offiziere seines Hauses, Juan Gonzalez und Tristan Baz, befehligten. Durch einen Sturm in's weite Meer getrieben, entdeckten sie die Inseln Porto Santo und darauf die Insel Madeira. Erst 15 Jahre später umschiffte Gilianez, darin glücklicher als seine Vorgänger, das Cap Bajador und bewies dadurch, daß die Befürchtungen, welche dieses Vorgebirge bis dahin eingestößt hatte, eingebildete gewesen waren. Von da an machten die Portugiesen in Erforschung des afrikanischen Festlandes sehr schnelle Fortschritte, obgleich sie sehr lange nichts als unfruchtbare Sandwüsten entdeckten. Schließlich half ihnen jedoch ihre Ausdauer die grünen Küsten des Senegal und die von Senegambien erreichen, wo der Bimben-Handel ihnen Gold, Elfenbein und andere kostbare Waaren zuführte.

Jedes weitere Jahr führte von da an eine neue Entdeckung herbei, bis 1486 Johann II. sich zu einer größern Anstrengung behufs der Erforschung des afrikanischen Festlandes entschloß. Er gab nämlich dem Bartholomäus Diaz den Befehl über drei Schiffe, und empfahl ihm den Versuch, um die südliche Spitze dieses Festlandes herum zu fahren. Von der Goldküste aus, welche seine Vorgänger schon erforscht hatten, kam endlich Diaz längs der Küste von Guinea jenseits der Linie in Regionen, wo die heftigen Stürme der Südmeere wehen. Die Portugiesen hielten sich für verloren, als sie, nachdem sie dreizehn Tage den heftigsten Stürmen ausgesetzt gewesen, nach Osten zusteuern, festes Land zu erreichen suchten; sie waren bereits über die südlichste Landspitze von Afrika hinausgefahren, und sahen vor sich nichts als einen Ocean ohne Grenzen. Erstaunt und erschreckt wandten sie die Schnäbel ihrer Schiffe gegen Norden und erreichten endlich eine Landspitze östlich vom Cap der guten Hoffnung. Diaz wollte jetzt die Richtung der Schiffe nördlich, der Ostküste Afrikas entlang, nehmen lassen, allein das Murren seiner Mannschaft zwang ihn zur Umkehr. Dieß verhalf ihm zur Entdeckung des Caps, das man seit so vielen Jahren vergebens gesucht hatte und das die Gränze zwischen zwei Welten bezeichnet. Noch unter dem Eindrucke des schlimmen Wetters, dem er beim Vorüberfahren ausgesetzt gewesen, nannte er es das Cap der Stürme; später, als er von seiner Reise zurückgekehrt war, nannte es jedoch König Johann, der seine Entdeckung als eine gute Vorbedeutung für die Zukunft ansah, das Cap der guten Hoffnung, ein Name, welchen es bis heute behielt.

Von da an war Europa der Weg nach Indien vorgezeichnet. Noch vergingen aber mehrere Jahre, bis ein größerer Seezug dahin zu Stande kam. Johann II. mußte zuvor bittere Reue darüber empfinden, daß er, durch üble Rathgeber hierzu veranlaßt, die früheren Anträge des großen Christoph Columbus abgelehnt hatte. Widrige Winde hatten diesen auf der Rückkehr nach Spanien von seiner glücklichen Entdeckungsreise (Okt. 1492) gezwungen, im Tajo unter den Mauern von Lissabon vor Anker zu gehen; dort konnte er die zahlreichen Trophäen seiner Entdeckung aufweisen und dadurch in der Seele des Königs lebhafteste Gefühle wecken.

Erst unter seinem Nachfolger Emanuel (1495), der, wo möglich, noch einen regeren Eifer für großartige Seeunternehmungen als seine Vorgänger an den Tag legte, geschah Größeres. Indem er das Streben, an das Gestade von Indien zu gelangen, als ein glorreiches Vermächtniß

seines Vorgängers ansah, beschäftigte er sich unmittelbar nach seiner Thronbesteigung mit einer größern Seerüstung. Diaz selbst leitete den Bau der dazu bestimmten Schiffe, um sie für die Stürme der südlichen Meere, denen er auf seinem letzten Zuge ausgesetzt gewesen, dienftüchtig zu machen. Der Oberbefehl über das Geschwader ward jedoch nicht ihm, sondern dem Vasco de Gama, einem Offizier der königlichen Flotte, übertragen, der schon als Seemann einen Ruf hatte, den die folgenden Ereignisse nur noch mehr rechtfertigten. Als die Zurüstungen beendet waren, ward Gama vor den König gerufen und erhielt von ihm in Gegenwart der ersten Hofspersonen ein seidenes Banner, worauf das Kreuz des Christusordens geheftet war, dessen erbliche Großmeisterwürde der König bekleidete. Auf dieses geheiligte Sinnbild leistete Gama den Eid, alles, was in seinen Kräften liege, zu thun, um den seiner Reise beizulegenden Zweck zu erreichen. Er erhielt hierauf das Banner mit den näheren Weisungen und einem Briefe an einen gewissen geheimnißvollen indischen Fürsten mit Namen Priester Johann, mit dem er, wie man nicht zweifelte, sogleich nach seiner Landung in Indien in Verbindung zu treten den Befehl hatte. An dem Tage der Einschiffung begaben sich die Kapitäne und Matrosen sämtlicher drei Schiffe in Masse nach dem Kloster unsrer lieben Frau von Belem, wo sie alle das heilige Abendmahl nahmen, und von wo aus sie von den Mönchen des Klosters in großer Prozession unter Zusammenströmen einer ungeheuern Volksmenge zurückbegleitet wurden.

Vasco di Gama stach am 8. Juli 1497 mit drei tüchtigen Schiffen, dem Sanct Gabriel und Sanct Raphael, wovon das eine von seinem Bruder Paul, das andere von ihm selbst befehligt wurde, und der Carabelle Berio, welche Nikolaus Coelho führte, in See. Geschichtschreiber ihrer Zeit berichten, daß die Portugiesen während der ersten Zeit ihres Zugs gegen furchtbare Stürme anzukämpfen hatten, was auch wahrscheinlich ist, da sie erst nach vier Monaten das Cap der guten Hoffnung erreichten. Diese und feierliche Gefühle mußten sich der kühnen Seefahrer bemächtigen, als sie am 18. November die Südspitze des afrikanischen Continents zu Gesicht bekamen. Dießmal geschah es jedoch um die Zeit der in diesen Breitengraden herrschenden schönen Witterung; ein sanfter Südwestwind schwellte die Segel und die Schiffe kamen ohne Anstrengung, wie ohne Gefahr über die Gränze hinweg, welche man sich als so gefährlich gedacht hatte. Trompetengeschmetter und laute Freudenrufe feierten

dieses denkwürdige Ereigniß, das in der Handelspolitik Europas eine so ungeheure Aenderung bewirken mußte. Das feste Land selbst sah nichts weniger als so abschreckend aus, wie man sich solches gedacht hatte. Ließ es auch in hohen spitzigen Berggipfeln in die See aus, so waren doch diese Gipfel grün und bewaldet und konnte man zahlreiche Heerden darauf wahrnehmen. Vor den Schiffen entfaltete sich der unbegrenzte indische Ocean.

Nach kurzer Rast ward die Reise längs der afrikanischen Ostküste weiter fortgesetzt; allein die Befürchtung, in einen großen Golf gerathen zu sein, ließ die Schiffe wieder die hohe See gewinnen. Dadurch verfehlte Gama Sofala, das um jene Zeit an dieser Küste der Haupthafen für Gold und Elfenbein war. Derselbe gelangte jedoch an den Ausfluß eines großen Stromes, an dessen Ufern er in Seide und blaugefärbte Baumwolle gekleidete Leute fand, denen man sich in arabischer Sprache verständlich machen konnte. Hier erfuhr man, daß gen Osten eine weiße Nation wohne, die in eben solchen Schiffen, als die portugiesischen waren, häufig diese Breitengrade befahre. Dieß kündigte Gama die Nähe der feingebildeten Völker des Ostens an, und belebte seine Hoffnungen.

In Melinda, einer von einem mohamedanischen Fürsten beherrschten Stadt, erhielten die Schiffe einen Lootsen, der, als Eingeborner von Gubscherat, sie glücklich nach Indien zu steuern versprach, und verließen am 26. April 1498 den Hafen von Melinda und die afrikanische Küste. Es erschien damals als ein für europäische Seefahrer äußerst gewagtes Unternehmen, ein unbekanntes Meer zu befahren, auf dem sie, auf einer Strecke von 3000 Seemeilen, nichts als Himmel und Wasser zu sehen bekommen sollten. Aber sie legten, begünstigt durch die Südwinde, welche während der ganzen Fahrt wehten, diese große Strecke zurück. Endlich, am 23. Tage nach ihrer Ausfahrt von Melinda, wurde Land! gerufen. Es war aber noch nicht Calicut, ihr Reiseziel; erst vier Tage später erlebte Gama die Freude, es zu sehen. Feierliche Dankesgebete wurden an den Himmel gerichtet und laute Freudenrufe der Mannschaft trugen die Neuigkeit an's Land, daß sich Europäer dem Gestade Indiens näherten.

Das erste Streben Gamas mußte sein, mit dem Hofe von Calicut regelmäßige Verbindungen zu eröffnen und von ihm Privilegien zu erlangen, die seinen Landsleuten den Handel an dieser reichen Küste gestatten würden. Die Mohamedaner waren zwar bereits in die Ebenen von Indien gedrungen, aber noch herrschten auf der Halbinsel eine Menge

kleiner eingeborener Prinzen. Unter ihnen schien an der Küste von Malabar der Souverain von Calicut, der den Titel: Zamorin oder König der Könige führte, der mächtigste zu sein. Es war dieß ein abergläubischer, sonst aber ziemlich duldsamer Hindu, der die Häfen seines Reiches den Handelsleuten aller Religionen gegen einen Zoll von zehn Prozenten öffnen ließ. Uebrigens behaupteten Mauren, die aus Aegypten und Arabien nach Indien gekommen waren, daß Uebergewicht des Handels in diesen Meeren, und konnten, vermöge ihrer Zahl und ihrer Reichthümer auf dem Plage Calicut Feinden oder Freunden ernste Schwierigkeiten bereiten. Um daher kein Mittel der Vorsicht zu versäumen, sandte der portugiesische Admiral zuerst den Lootsen, und zwar in Gemeinschaft eines zum Tode verurtheilten Verbrechers, den man zu diesem gefährlichen Zwecke in Portugal eingeschifft hatte, ans Land. Es entstand jedoch eine große Angst auf den portugiesischen Schiffen, als man sich nach einem Tag und einer Nacht noch ohne alle Nachricht von den gelandeten zwei Personen befand und die Wahrnehmung machen mußte, daß alle Barken der Eingeborenen sich von den Schiffen der Portugiesen so entfernt hielten, als wäre die Pest darauf ausgebrochen. Endlich erschien jedoch das ausgesandte Boot mit einer dritten Person an Bord. Die Sendboten erzählten, daß sie sich beim Landen von einer ungeheuren Menschenmenge umgeben gesehen hätten, die den europäischen Seefahrer zu sehen verlangt und zu wissen gewünscht habe, welcher Nation er angehöre. In dieser etwas kritischen Lage hatten sie einen Mauren Namens Monzaid getroffen, der angeblich aus Tunis stamme, wo er zuerst Leute ihrer Nation gesehen habe, und daß derselbe sogar den christlichen Glauben bekenne. Ebenso bezeichnend wie die Frage, welche dieser an sie richtete, war die Antwort, welche er von ihnen erhielt. Ziemlich schroff fragte der Maure, welcher spanisch verstand: „Was, beim Teufel, führt Euch hierher?“ Die Antwort lautete: „Wir kommen des Christenthums wegen und um Spezereien zu laden!“

An Bord gekommen, wünschte dieser Maure Sama Glück, daß er in ein Land gekommen, in dem es Ueberfluß an Smaragden, Perlen, Rubinen Spezereien und einer Menge anderer werthvollen Waaren gebe. Derselbe Maure erbot sich auch, Sendboten Samas an den Hof des Zamorins zu geleiten. Dieser Fürst empfing sie mit großer Artigkeit und lud Sama selbst an seinen Hof ein. Der Warnung ungeachtet, welche die Genossen seines Zuges an ihn richteten, nahm Sama diese Einladung an, und verließ, bloß von 12 Personen gefolgt, sein Schiff.

Indem Gama seinen Fuß zum Erstenmal auf die Küste von Hindustan setzte, wollte er daselbst mit so viel Glanz als möglich erscheinen. Seine Matrosen marschirten in Reihe und Glied und in Festgewändern nach dem Schalle von Trompeten, die lustige Weisen spielten. Das zu seinem Empfange aufgestellte Hofgesinde setzte ihn in eine Sänfte, welche vier Träger auf ihren Schultern mit solcher Schnelligkeit davon trugen, daß seine Gefährten, welche zu Fuß waren, nicht folgen konnten. Am Ufer eines kleinen Flusses angelangt, machten jedoch die Träger Halt, um die nachfolgende Begleitung Gamas zu erwarten, welche man an Bord zweier Barken gemeinschaftlich mit ihm einschiffte.

In Calicut angekommen ward Gama von dem Zamorin in voller Pracht orientalischen Schaugepräuges empfangen und ihm die Hoffnung verheißen, daß man seine Anliegen prüfen werde. Mittlerweile hatten jedoch die Mauren, in ihrer Eifersucht über die günstige Aufnahme der Portugiesen, Alles aufgeboten, um diese bei dem Beherrscher des Landes zu verdächtigen, so daß Gama, der dieses wahrnahm, den Rückweg eiligst anzutreten beschloß. Allein er sah alle Ausgänge seiner Wohnung von der Leibwache des Zamorin bewacht; dessen Minister, der bereits von den Mauren bestochen war, bot alles auf, um Gama dazu zu bewegen, daß er seine Schiffe, die sich außen auf der Rhede befanden, näher an der Küste anker lassen. Allein Gama erkannte hinlänglich die Absicht, die unter dieser Forderung versteckt war, und daß man, falls er derselben nachkomme, seine Schiffe zu zerstören trachten würde. Er nahm daher einen hohen Ton an und sprach die Drohung aus, daß er dem Fürsten auf die eine oder andere Weise Kenntniß von der üblen Behandlung zu geben wissen werde, deren Opfer er sei. Endlich gestattete man ihm, sich an Bord seines Schiffes zu begeben, nachdem er zuvor einen Theil seiner Waaren ausgeschifft hatte, die er unter Obhut des Diego Diaz und des Alvaro de Braga, seines Secretärs, zurückließ.

Allein Diego Diaz sah sich nun seiner Seite am Lande streng bewacht, und durfte seine Wohnung nicht verlassen. Dieß veranlaßte Gama zu Repressalien; eines Tages ließ er sechs Mairs (Offiziere der fürstlichen Leibwache) und fünfzehn andere angesehenen Personen, die in einem Nachen sein Schiff zu sehen gekommen waren, an Bord festhalten. Zugleich zeigte er dem Zamorin seinen Entschluß an, diese Personen so lange an Bord zu behalten, bis Diaz freigegeben sei; als diese Drohung nicht sogleich wirkte, ließ er die Anker lichten und die Schiffe unter Segel gehen. Kaum

war dieß am Lande wahrgenommen, so sah man Diaz zu Schiffe herankommen. Gama sandte hierauf die angesehensten Gefangenen auf demselben Schiffe an die Küste zurück. Er behielt jedoch einige derselben zurück, die er durch gute Behandlung für sich zu gewinnen hoffte. Er wollte ihnen die Größe des Königreichs Portugal und den Rang, den die Führer der Expedition daselbst bekleideten, zeigen, und schmeichelte sich, daß wenn er sie nächstes Jahr wieder nach Hindustan zurückbrächte, sie den Zamorin besser für seine Nation zu stimmen vermöchten.

Diese ebenso ungerechte als unkluge Handlungsweise mußte jedoch den Zamorin zu einem unveröhnlichen Feinde der Europäer machen. In der That sah Gama in der Kürze alles gegen sich in Waffen; er beschloß daher, seine Abreise zu beschleunigen und die ungeheure See-Entfernung zurückzulegen, welche ihn von der Küste von Afrika trennte. Vorher hatte er noch eine Deputation eingeborener Christen aus der benachbarten Stadt Cranganore empfangen. Die Portugiesen nennen diese Christen in ihren Berichten die ächten Abkömmlinge derjenigen, welche der Apostel Thomas vom Götzendienste zur wahren Religion bekehrt habe. Diese Deputation beklagte sich über die Bedrückungen und Erpressungen, denen die Christen der Halbinsel von Seiten des Zamorin und der andern eingeborenen Fürsten ausgesetzt seien und suchte den Schutz des Königs von Portugal nach. Sie reichte Gama, als dem Repräsentanten seines Fürsten, einen mit Silber ausgelegten und mit drei Glocken verzierten Stab aus Zimmoberholz als ein Zeichen ihrer Ergebenheit und Huldigung mit dem Bemerkten dar, daß derselbe dem letzten ihrer Fürsten zugehört habe. Am 29. August 1499 sah ihn Lissabon unter seinen Mauern landen.

Der Bericht, den er seinem Könige über den Verfolg seiner Reise erstattete, veranlaßte diesen zu dem Befehl der Ausrüstung einer neuen Flotte von 13 Schiffen mit einer Bemannung von 1200 Mann, womit man alle Seekräfte Asiens im Schach zu halten hoffte. Zum Führer des Zugs wurde Alvarez Cabral, ein sehr verdienter Offizier, bestimmt.

Am 8. März 1500 begab sich der König in das Kloster von Belem um daselbst ein Banner weihen zu lassen, das er Cabral zustellte, der den darauf folgenden Tag die Anker lichten ließ. Die Fahrt durch das atlantische Meer ward dießmal durch eine glänzende Entdeckung verherrlicht. Die Passatwinde hatten die Schiffe zu weit westlich getrieben, und Cabral sah plötzlich ein fruchtbares, reich bewaldetes Land vor sich, das sich weithin erstreckte, und zu dem neuen Festlande gehörte, welches Colum-

bis wenige Jahre zuvor entdeckt hatte. Diese Küste war die von Brasilien, welches Land von da an die reichste Colonie Portugals ward.

Zu Indien angekommen war Cabral natürlich sehr unruhig wegen des Empfangs, der ihm bevorstehe; allein die äußeren Anzeichen beruhigten ihn. Er begann daher damit, die Gefangenen herauszugeben, welche Gama früher mit sich nach Portugal genommen hatte; er hatte dieselben kostbar kleiden lassen, auch sonst waren sie bereit, von dem guten Empfang zu erzählen, den man ihnen in Portugal hatte angebeihen lassen. Als er hierauf eine Einladung von dem Zamorin erhielt, sich ans Land zu begeben, antwortete er, daß er hierzu bereit sei, wie auch dazu, einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit ihm abzuschließen, nur verlange er 4 Geißeln, welche er mit Namen bezeichnete, so lange er sich am Lande befinde. Der Zamorin lehnte sofort diese Forderung mit dem Bemerken ab, die von Cabral bezeichneten Personen seien Brahmanen der vornehmsten Kaste, die sich nicht an Bord von Schiffen begeben dürften, ohne ihrer Kaste verlustig zu werden, daß es ihnen überdies daselbst unmöglich wäre, ihre Waschungen und sonstigen Gebräuche ihrer Religion zu verrichten. Cabral gab übrigens nicht nach und erreichte sein Verlangen. Es wurden darnach Anstalten getroffen, ihn am Lande zu empfangen; man errichtete hierzu ein prachtvolles, reich mit Scharlachsammt geziertes Zelt, in dessen Hintergrunde Cabral, umgeben von einigen seiner Offiziere in ihren Festanzügen, dem Monarchen entgegenkam. Die Unterredung war eine sehr freundschaftliche, die aus Gold- und Silbervasen, sowie andern kostbaren Stoffen bestehenden Geschenke der Portugiesen wurden huldreich angenommen; und als Erwidderung die Freiheit zugestanden, in Calicut ein Comptoir errichten zu dürfen.

Mittlerweile hatten von einzelnen Portugiesen begangene Gewaltthaten eine von den feindseligen Mauren genährte Erbitterung unter der Bevölkerung hervorgerufen. Es erfolgte von Seiten derselben ein Angriff auf die portugiesische Factorie, welche aus 70 Mann bestand. Trotz des heldenmüthigsten Widerstandes kamen 50 derselben im Kampfe um; der Ueberrest warf sich ins Meer und suchte die von Cabral zu spät ihnen zur Hülfe zugesandten Boote zu erreichen.

Im ersten Zornesaufbrausen war Cabral entschlossen, sich eine glänzende Genugthuung wegen des seiner Nation dadurch zugefügten Schimpfes zu verschaffen. Er bewilligte indeß dem Zamorin einige Stunden, um sich wegen der von ihm geduldeten Beleidigung zu entschuldigen;

da er aber hörte, daß derselbe statt dessen an der Plünderung der Factorei selbst Antheil nehme, so wollte der Admiral nicht länger mit der Vergeltung zögern. Zehn Schiffe der Mauren wurden angegriffen und genommen, deren Ladungen auf portugiesische Schiffe übertragen, die Bemannung derselben zu Gefangenen gemacht, und dann die Prisen selbst unter den Augen der Bevölkerung den Flammen übergeben. Hierauf brachten die Portugiesen ihre Schiffe dem Ufer so nahe als möglich und eröffneten auf die Stadt eine furchtbare Beschießung, die solche an mehreren Stellen in Flammen setzte, und fast den Zamorin selbst getödtet hätte, der sich nun ins Innere des Landes flüchtete.

Nachdem Cabral so seine Rache gekühlt hatte, stach sein Geschwader in See und begab sich nach Cotchin, der zweit bedeutenden Stadt der Küste, sowohl was den Umfang derselben als den Handel betrifft, den sie trieb. Sehr gut von dem Fürsten dieses Ländchens aufgenommen, erhielten die Portugiesen daselbst eine große Ladung Pfeffer, der Waare, die von ihnen am meisten geschätzt war. Als sie sich anschickten, damit nach Europa zurückzukehren, hörten sie, daß der Zamorin von Calicut eine Flotte von 60 Segeln, worunter 13 große Schiffe, gegen sie ausgesandt habe. Cabral führte sein Geschwader sogleich auf die hohe See, in der Absicht, der feindlichen Flotte eine Schlacht anzubieten; allein da der Wind günstig war, so dachte er, wäre selbst ein vollständiger Sieg ein Triumph ohne Nutzen für sein Land, und es sei daher besser, die reichen Ladungen seiner Schiffe nach Europa zu bringen. Auf der Rückkehr fuhr er Cananore an, wo er, wo möglich, noch zuvorkommender als in Cotchin aufgenommen ward. Hierauf durchschiffte er den indischen Ocean und das atlantische Meer und traf am 31. Juli 1501 wieder in Portugal ein.

Bevor aber seine Rückkehr erfolgte, hatte der König ihm drei große Schiffe und ein kleineres, unter dem Juan de Nueva, entgegengeschickt, um sein Geschwader zu verstärken. Dieser Offizier hatte den Befehl, dasselbe direkt nach Calicut steuern zu lassen, als er glücklicherweise zu San Blas, an der afrikanischen Küste, einen Brief fand, der ihn von dem traurigen zu Calicut stattgehabten Vorfall unterrichtete und ihm den Rath gab, seine Schiffe die Richtung Cotchin zu nehmen zu lassen. Er befolgte denselben und ward gut daselbst aufgenommen. Als der Zamorin die Ankunft des neuen Geschwaders vernahm, sandte er seine Flotte aus, um es anzugreifen; allein sie ward so vollständig geschlagen, daß er Friedensöffnungen machte, denen aber Juan de Nueva vorerst kein Gehör gab.

Mittlerweile ward in Portugal eine noch größere Flotte als alle bisher ausgesandten ausgerüstet. Dieselbe, aus 15 Segeln bestehend, war dazu bestimmt, die Comptoire von Cochin und Cananore zu beschützen; eine Hülfslotte sollte die Meerenge von Bab-el-Mandeb blokiren, um den Mauren dadurch alle Verbindung mit der Küste von Malabar abzuschneiden. Der Oberbefehl der Flotte ward dem Cabral angetragen, und auf dessen Weigerung, ihn zu übernehmen, dem Vasco di Gama; den Befehl über das Hülfsgeschwader sollte Vicente Sodre führen.

An der Küste von Indien angekommen, wandte sich das Hauptgeschwader zuerst nach Cananore und warf dann in den Gewässern von Calicut Anker. Dort verlangte Gama Rechenschaft wegen der Beleidigungen, denen seine Vorgänger ausgesetzt gewesen waren; als er aber wahrnahm, daß die Rätthe des Zamorin die Unterhandlungen bloß in die Länge zu ziehen suchten, so nahm er 50 Eingeborne aus den Schiffen heraus, die er gekapert hatte; dann ergriff er eine Sanduhr und erklärte den Unterhändlern desselben, daß, sobald der Sand dieser Uhr verlaufen sei, ohne daß er vollständige Genugthuung erhalten habe, er alle diese Unglücklichen tödten lassen werde. Als diese Zeit verflossen war, ohne daß er eine Antwort erhielt, führte der portugiesische Admiral seine Drohung aus; er hatte sogar noch die Barbarei, seinen Opfern Beine und Arme abzuschlagen, und sie so landen zu lassen, damit kein Zweifel mehr an deren Schicksal obwalte. Hierauf beschloß er die Stadt während mehrerer Stunden und wandte sich dann nach Cochin, wo er die beste Aufnahme fand.

Raum daselbst angelangt, erhielt er eine Botschaft des Zamorin, die ihm ein alter Brahmane von sehr ehrwürdigem Aeußern und großer Schlaueit überbrachte. Derselbe fing damit an, daß er die Portugiesen über die christliche Religion befragte, für die er die größte Bewunderung in dem Grade zu hegen vorgab, daß er sich ganz zu derselben hingezogen fühle. Er betheuerte alsdann das lebhafteste Verlangen, das sein Gebieter nach einer Wiederanknüpfung der freundschaftlichen Beziehungen zu den Portugiesen empfinde, so daß er ihnen alle denkbare Vergütung für die Unbilde, worüber sie sich beklagten, zu leisten bereit sei. Kurz, es gelang ihm so gut mit dem Admiral, daß er diesen bewog, sich mit einem einzigen seiner Schiffe nach Calicut zu begeben, um direkt daselbst mit dem Zamorin zu verhandeln. Kaum war er jedoch vor dieser Stadt angekommen, als er, statt daß ihm die versprochene Unterredung gewährt ward, sich, wie er hätte voraussehen können, von 34 indischen Kriegschaluppen um-

geben sah. In dieser Bedrängniß entwickelte er die größte Thatkraft, und gewann glücklich, mit Hülfe des Vicente Sodre, die hohe See, ohne irgend einen Verlust erlitten zu haben. Er krenzte hierauf vor der Rhede und nahm mehrere reich beladene Schiffe weg, unter Andern eines, was ein prachtvolles Gözenbild mit smaragdnen Augen und in einem reichen Gewande aus geschlagenem Gold an Bord hatte. Schließlich fuhr er Cananore an, überließ Sodre die Sorge, das rothe Meer zu blokiren, und kehrte nach Portugal zurück.

Diese Abreise war eine unkluge Handlung und versetzte zudem die Alliirten Portugals in eine höchst unangenehme Lage; denn kaum war der Zamorin der Abreise der Portugiesen sicher, als er sich an seinem aufgelehnten Vasallen, dem Fürsten von Cotchin, dafür zu rächen suchte, daß es den Portugiesen mit seiner Hülfe gelungen war, eine dauernde Niederlassung an der Küste von Malabar zu gründen. An der Spitze einer zahlreichen Armee verlangte er daher von diesem, daß er alle Verbindung mit den Europäern aufgebe und ihm alle Personen ihrer Niederlassung ausliefere. Der unglückliche Fürst, der edelmüthig genug dachte, um diese Forderungen abzulehnen, ward nach einer kräftigen Vertheidigung aus seiner Hauptstadt vertrieben und flüchtete sich nach der kleinen Insel Bipin, die ihm auch keine Sicherheit geboten hätte, wären nicht die Portugiesen hülfreich noch zur rechten Zeit erschienen.

Es waren bereits drei weitere Flotten aus Portugal nach Indien unterwegs. Die eine befehligte Alfonso Albuquerque, der künftige Eroberer von Hindustan; die zweite dessen Bruder Franzisco Albuquerque, die dritte Antonio Salbanha. Franz gelangte zuerst an die arabische Küste, um dort die Trümmer des Geschwaders von Vicente Sodre zu sammeln, der, wenig um das Schicksal des Alliirten von Cotchin bekümmert, die Meere als ächter Seeräuber durchzogen und in einem Seesturme seinen Untergang gefunden hatte. Von da segelte der Admiral nach der Insel Bipin, wo er wie ein Befreier aufgenommen ward; denn auf das bloße Gerücht seiner Ankunft hatten die Schaaren des Zamorin Cotchin geräumt. Nachdem Franz Albuquerque den Alliirten seiner Krone wieder auf den Thron seines Landes gesetzt hatte, setzte er, da mittlerweile sein Bruder Alfons ebenfalls angelangt war, den Krieg fort, sogar in's Innere des Landes, in's Gebiet des Feindes. Diese Unternehmungen, wenn sie auch nicht alle in gleichem Maaße glücklich waren, hatten doch wenigstens den Erfolg, daß dadurch der Fürst von Calicut zu Friedensöff-

nungen veranlaßt ward. Man stellte ihm den Frieden unter der Bedingung in Aussicht, daß den Portugiesen voller Ersatz für die erlittene Unbill werde; daß sie eine große Ladung von Pfeffer als weitere Entschädigung erhalten sollten und daß außerdem die Stadt dem portugiesischen Handel vollständig geöffnet werde. Kurze Zeit nach dem Abschlusse dieses Vertrags hatte einer der europäischen Capitäne die unglückliche und strafbare Idee, sich eines Schiffes, was einem Eingeborenen gehörte, zu bemächtigen; worauf der Zamorin neue Kriegsrüstungen anordnete. Vergebens begaben sich beide Albuquerque nach Calicut, um die Sache beizulegen; man wies sie ab. Da sie sich zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten zu schwach fühlten, so stachen sie in See, um Hülfe in Europa zu suchen; allein vorher ließen sie ihrem Allirten mehrere Hundert europäische Soldaten zurück, welche einer ihrer treuesten Offiziere, Duarte Pacheco, befehligte.

Mit nicht mehr als diesen 500 Mann schlug dieser kühne Held zweimal die großen Armeen und Flotten des Zamorin. Seine Siege kann man als den Beginn der Triumphe ansehen, die seitdem die europäischen Waffen in Asien verherrlichten; sie bewiesen, wie machtlos unzählige Schaaren Eingeborener gegenüber einer Handvoll disciplinirter und nach den Fortschritten des Occidentis bewaffneter Soldaten seien. Pacheco bahnte dem Albuquerque, dessen glänzende Thaten später seine eigenen in Schatten stellten, den Weg; und dennoch war Pacheco mit kleineren Mitteln verhältnißmäßig länger siegreich; vielleicht überragte er auch seinen glücklichen Nebenbuhler durch seine Klugheit, sein Talent und hauptsächlich durch seine Menschlichkeit. Schließlich erhielt derselbe einen Nachfolger in der Person des Lope Soarez, der aus Europa mit einer Flotte und Armee anlangte, ohne jedoch irgend einen Erfolg zu erzielen.

Im Jahr 1505 sandte der König von Portugal von Neuem eine Flotte nach Indien, welche von Franz Almeyda befehligt ward, der zum erstenmal den pomphaften Titel: Vicekönig von Indien führte. In Cochin angekommen, fand derselbe einen ganz veränderten Stand der Dinge. Triumpara, der alte und treue Bundesgenosse der Portugiesen, war ein Fakir geworden, lebte bloß von Kräutern, kleidete sich in Matten und hatte der Welt vollständig abgesagt; gänzlich verloren in der Betrachtung der geheimnißvollen Natur Brahmas hatte er den Thron seinem Neffen Nambiadin abgetreten. Aber selbst dieser Wechsel der Dinge war nichts im Vergleich zu denen, die sich im Norden vorbereiteten. Der Sultan von Aegypten hatte mit dem barbarischen Eifer, womit der Islam seine

Anhänger besetzt und im Gefühle der Beschimpfungen, die seine Schiffe von den europäischen Abenteurern erduldet hatten, eine große Flotte ausgerüstet und sie an die Küste Indiens gesandt, um die Ungläubigen, welche ihre gewaltthätigen Hände überallhin in Asien ausstreckten, zu verjagen.

Als Almeyda vernahm, daß diese Flotte unter Segel gegangen sei, hatte er nur eine kleine Schiffsabtheilung bei sich; die andern Schiffe waren, befehligt von seinem Sohne Lorenzo, auf einem Zuge begriffen. Ihm sandte er daher den Befehl, den Aegyptern entgegen zu rücken und sie anzugreifen, ehe sie an der Küste erschienen, wo ihre Anwesenheit leicht die eingeborenen Fürsten ebenfalls zu einer feindseligen Bewegung veranlassen konnte. Der junge Admiral befand sich gerade im Hafen von Schaal, als er diesen Befehl seines Vaters erhielt; während er sich bereit machte, in See zu stechen, wurden die Aegypter in der Ferne sichtbar. Begünstigt vom Winde und der Fluth begab sich der Feind auf die Rhebe und begann sofort den Kampf. Den ganzen Tag über schlugen sich die Portugiesen mit der glänzendsten Tapferkeit, indem sie ein fürchterliches Feuer auf den Feind unterhielten, dessen Galeeren sie theils in Grund bohrten, theils enternten. Den Morgen des zweiten Tags begann das Feuer von Neuem und die Aegypter waren bald nahe daran zu unterliegen, als sie durch das Geschwader des Melik-Us, Bizekönigs von Diu, verstärkt wurden. Am Abend dieses blutigen Tages hatten die europäischen Schiffe stark gelitten; die ersten Offiziere derselben, unter ihnen Lorenzo selbst, waren verwundet und die feindliche Flotte überhaupt zu stark, als daß sich ein Sieg hoffen ließ. In einer Berathung, die Abends gepflogen wurde, ging daher der Beschluß durch, vermittelst der Fluth das Weite zu suchen. Diese um Mitternacht begonnene Bewegung schien von Erfolg gekrönt zu werden, als durch einen unglücklichen Zufall das Schiff, worauf sich Lorenzo befand, auf eine Verpählung stieß, welche zum Aufhängen von Netzen und um Barken daran zu befestigen diente. Pelagio Susa, Capitän der Galeere, welche unmittelbar auf das Schiff Lorenzos folgte, war gerade beschäftigt, dasselbe sofort wieder flott zu machen, als der Feind wahrnahm, was vorging, und sich mit großer Macht um das gescheiterte Schiff sammelte. Die Mannschaft Susas, die ihrerseits das Schicksal ihrer Waffengenossen fürchtete, war feig genug, dieselben im Stich zu lassen und benutzte die Fluth, um sich außer den Bereich des Feindes zu bringen. Vergebens drangen die Leute des so preisgegebenen

Admirals in diesen, sich in ein Boot zu retten, womit er leicht die Flotte erreichen könnte; der heldenmüthige Jüngling wollte seine Mannschaft in einer so großen Gefahr nicht allein lassen und ihr Loos, wie es auch immer ausfallen möge, theilen. Noch hatte er nicht alle Hoffnung aufgegeben, sich durch Entfaltung der größten Tapferkeit so lange halten zu können, bis die nächste Fluth sein Schiff wieder flott mache. In der That hielt er sich auch mit seinen hundert Mann, wovon bereits 70 verwundet waren, so wacker, daß die Aegypter nicht zu entern wagten. Rings um ihn geschaart, übergossen sie sein Schiff mit Geschossen und hüllten so die Kämpfer beider Theile in eine Wolke von Feuer und Rauch. Von einer Kugel am Bein getroffen, ließ sich Lorenzo an einen Mast binden, und fuhr so fort, Befehle zu ertheilen und die Seinigen zu ermutigen, bis eine zweite Kugel ihn mitten auf die Brust traf und tödtete. Der Kampf dauerte jedoch noch immer fort und die Portugiesen hatten bereits drei Versuche, ihr Schiff zu entern, abgeschlagen, als Melik-Uz, ein ebenso durch Tapferkeit als Menschlichkeit ausgezeichnete Fürst, endlich so viel von den noch übrigen 20, sämmtlich verwundeten, Portugiesen erreichte, daß sie sich ihm ergaben. Er behandelte seine Gefangenen auf die edelmüthigste Weise.

Während der Vater des Gefallenen damit beschäftigt war, eine 19 Segel starke Flotte mit einem aus Portugiesen und Indiern bestehenden Landungsheer auszurüsten, traf diesen selbst das unerwartetste Ereigniß.

Alfonso Albuquerque war im Jahr 1506 mit Verstärkungen für die Flotte aus Portugal entsandt worden. Auf dem Wege nach Indien hatte derselbe an der arabischen Küste und im Königreich Ormuz mehrere für Portugal sehr wichtige Erfolge errungen. Zu Cochin angelangt zeigte derselbe einen königlichen Befehl vor, der ihn an Stelle des Almeyda zum General-Gouverneur von Indien ernannte. Sich beim Beginn einer Unternehmung, zu welcher ihn so viele und so mächtige Leidenschaften anspornten, so aufgehalten zu sehen, war für Almeyda zu viel. Da er wahrnahm, daß die unter seinem Befehl stehenden höheren Offiziere, von denen er vergöttert war, ihre Anhänglichkeit an ihn so weit treiben würden, sogar den bestimmt ausgesprochenen Willen des Königs zu mißachten, so antwortete er Albuquerque, daß es ihm unmöglich sei zu gehorchen, wenigstens bis er die ägyptische Flotte zerstört und den Tod seines Sohnes gerächt habe. Albuquerque machte ihm hierüber Vorstellungen, die jedoch nichts fruchteten.

Almeyda zog in der That in den Kampf und schlug die Aegypter im Hafen von Diu so nachdrücklich auf's Haupt, daß sie um Frieden baten, den ihnen Almeyda nach einigem Widerstreben gewährte.

Nach Atschu zurückgekehrt, verweigerte derselbe abermals die Abgabe des Oberbefehls. Mittlerweile war jedoch Fernando Cutinho, ein sowohl durch seine vornehme Abstammung als durch seine Talente ausgezeichnete Offizier, an der Spitze von 15 Schiffen mit einer starken Besatzung angelangt und seinen Vorstellungen gelang es, Almeyda zum Rücktritt zu vermögen. Auf der Rückreise nach Portugal ward er an der Küste von Afrika von den Hottentoten erschlagen.

Jetzt konnte sich endlich Albuquerque frei bewegen und gieng daher an die Ausführung der großen Eroberungspläne, die er hegte. Der erste Gegenstand, der sich denselben bot, mußte natürlich Calicut sein, die Hauptstadt des furchtbarsten Gegners, den die Europäer besaßen. Cutinho, der im Begriffe stand, nach Portugal zurückzukehren, bat so dringend, den Zug mitmachen zu dürfen, daß ihm dieß in Rücksicht seines Ranges und der ausgezeichneten von ihm geleisteten Dienste nicht verweigert werden konnte. Die Flotte kam den 2. Januar 1510 vor Calicut an. Der Feind hatte starke Verschanzungen davor angelegt, die er mit großer Hartnäckigkeit vertheidigte. Die Portugiesen erlitten beim Angriffe große Verluste; Cutinho fiel dabei und selbst Albuquerque ward schwer verwundet.

Wagte es dieser auch nicht, nach so schweren Verlusten die Hauptstadt des Zamorin ferner anzugreifen, so war seine Absicht doch dahin gerichtet, sich einer andern Stadt zu bemächtigen, in der sich seine Landsleute bleibend festsetzen könnten, wo ihre Flotten sichere Stationen fänden, und die er zur Basis aller der Operationen machen könnte, womit sich sein feuriger Geist trug. Timoia, ein indischer Seeräuber und treuer Alliirter der Portugiesen, sprach ihm von Goa.

Diese Stadt liegt auf einer Insel von 23 Meilen Umfang, wenn man eine Erdspitze, die vom Festlande durch einen Morast von Seewasser, den man an verschiedenen Stellen durchwaten kann, getrennt ist, eine Insel nennen mag. Der Boden ist fruchtbar, besteht aus Bergen und Thälern, und genügt fast allen Bedürfnissen einer großen Stadt. Goa war von den Mongolen erobert und der Krone von Delhi einverleibt worden; allein während der Unruhen, welche im Reiche herrschten, hatten sich im Süden mehrere unabhängige Staaten bilden können. Der Suverän von Goa, der den Titel Zabain führte, war der mächtigste dieser verschiedenen kleinen

Fürsten. Von Timoa hatte der portugiesische Admiral erfahren, daß dieser Fürst, mit verschiedenen Staaten des Innern im Kriege, seine Hauptstadt ohne Vertheidigung gelassen habe.

Albuquerque machte begierig Gebrauch von dieser Eröffnung, und ließ sich von Timoa auf die Rhede von Goa führen, wo er am 25. Februar 1510 ankam. Da die Forts, welche den Hafeneingang vertheidigten, bald weggenommen waren und die Schiffe der Belagerer ihre Breitseiten gegen die Mauern der Stadt kehrten, so wurden die Bewohner wegen ihrer Stadt, falls es zum Stürme käme, besorgt, um so mehr, da die Portugiesen wegen ihrer Grausamkeit gefürchtet waren. Es kam daher eine Kapitulation zu Stande, und Albuquerque zog als Sieger in die Stadt ein.

Kaum hatte jedoch der Zabaim von der Einnahme seiner Hauptstadt durch die Portugiesen gehört, als er schnell Frieden mit den Staaten des Innern schloß und seine gesammte Kraft von 40000 Mann gegen den äußeren Feind kehrte.

In Bälde traf derselbe mit dieser Armee vor der Stadt ein. Die hauptsächlichste Hoffnung Albuquerque's beruhte auf den Mitteln, die er besaß, um die Zugänge zur Insel abzusperren. Der Kanal, der sie vom festen Lande trennte, war übrigens so enge und so wenig tief, daß er für den Feind kein unübersteigliches Hinderniß bot. Albuquerque postirte an den am meisten bloßgestellten Punkten seine besten Truppen unter dem Schutze von Mauern und Verschanzungen. Der indische Fürst, dessen erste Bemühungen, diese Werke wegzunehmen, vollständig scheiterten, entschloß sich dennoch, unter Begünstigung einer der dunkeln und stürmischen Nächte des Monsun, einen letzten Versuch zu machen. In der Nacht des 17. Mai rückten zwei große Truppentkörper auf zwei verschiedenen Punkten vor und drangen, obgleich sie die Wachsamkeit der Portugiesen nicht zu täuschen vermochten, in die Stadt. Die ganze Armee rückte ihnen nach und begann sogleich ihre Operationen gegen dieselbe.

Der Vicekönig fuhr jedoch noch immer fort, sich mit der unerschütterlichen Festigkeit, die ihm eigen war, zu vertheidigen; als er aber den Feind durch Aufstände des Innern und die Unzufriedenheit seines eigenen Heeres unterstützt sah, war er genöthigt, sich in die Citadelle zurückzuziehen, welche an einem Fluß lag, vermittelst dessen der Admiral die Verbindung mit seiner Flotte aufrecht erhielt. Herr der Stadt, griff der Zabaim ohne Verzug die Citadelle an. Indem er mit Steinen beladene große Rähne in

den Fluß versenkte, suchte er den Portugiesen dadurch ihre Verbindung mit der Flotte abzuschneiden, auch machte er verschiedene Versuche, ihre Schiffe anzuzünden. Albuquerque, zu schwach, um solchen Angriffen zu begegnen, sah sich endlich gezwungen, die Citabelle zu räumen. Aber schon war dieß ein schwieriges Unternehmen, er vollbrachte es jedoch mit ebenso vielem Nachdruck als Glück. Nachdem er alle seine Kanonen, seinen Kriegs- und Mundvorrath eingeschifft hatte, räumte er in einer finstern Nacht still die Citabelle und schiffte sich ein.

So gezwungen, wieder in See zu gehen, war das Streben Albuquerque's bloß dahin gerichtet, irgend eine glänzende That zu vollbringen, die die Ehre seiner Waffen und den Muth seiner Truppen höbe. Unfern von Goa, zu Pangin, hatte der Feind ein großes verschanztes Lager inne und von da öfters armirte Schiffe ausgesandt, um die Portugiesen zu beunruhigen. Albuquerque wandte sich daher jetzt nach dieser Seite, und landete einen Theil seiner Truppen daselbst mit dem ersten Grauen des Morgens. Ohne vorher bemerkt zu sein, stürzte er sich unter großem Lärm, den er mit Trompeten und Musketenfeuer machen ließ, so wirksam auf das indische Lager, daß der Feind nach allen Richtungen auseinander stob, und in den Händen der Portugiesen eine große Zahl Kanonen und ungeheure Mundvorräthe zurückließ.

Einige Tage später, auf die Nachricht hin, daß der Zabaim eine Flotte gegen ihn auslaufen lasse, sandte ihm Albuquerque einige seiner Schiffe unter dem Befehl seines Neffen Antonio Noronha entgegen. Der Zabaim stand in eigener Person an der Spitze von dreißig wohlbewaffneten Galeeren, ward aber nach einem heftigen Kampfe genöthigt, sich an die Küste zu flüchten. Friedenserböffnungen waren die Folge dieser Niederlage, aber Albuquerque würdigte sie keiner Antwort.

Diese Erfolge hatten den Stolz des Feindes gedemüthigt und ebenso den Muth der Portugiesen gehoben. Der Vicekönig führte daher seine Flotte nach Cananore, um sie daselbst zu verstärken, und sobald es die Witterung erlaube, einen neuen Angriff auf Goa zu machen. Er hoffte dießmal glücklicher zu sein, hauptsächlich wegen des Krieges, der sich neuerdings wieder zwischen dem König von Nerzinga und dem Zabaim entsponnen hatte, und wodurch die Streitkräfte des letztern getheilt wurden. Da jedoch Albuquerque über mehr nicht als 1500 europäische und 300 indische Soldaten verfügen konnte, so war es immer noch ein sehr gewagtes Unternehmen, mit einer verhältnißmäßig so geringen Macht eine

große, stark befestigte Stadt, welche von 10000 Mann vertheidigt ward, anzugreifen.

Der Feind hatte zu den Befestigungen des festen Landes noch eine große Ringmauer mit einem Graben, auf der Seeseite aber eine große Verpfählung gefügt, hinter welcher seine Schiffe in aller Sicherheit an ihren Ankern lagen. Kaum war jedoch Albuquerque Angesichts der Stadt angelangt, als er auch schon zur Bestürmung derselben entschlossen war. Er theilte seine Truppen in zwei Körper, wovon der eine unter seiner eigenen Anführung von der Nordseite, der andere aber von der Südseite angreifen sollte. Geführt von Limas und andern ausgezeichneten Offizieren, hatte dieser bald den Feind, der sich der Landung widersetzen wollte, verjagt, und die Portugiesen kamen gleichzeitig mit ihm an den Stadthoren an. Solche sollten sich eben hinter den Flüchtlingen schließen, als Fernando Melos ein großes Stück Holz dazwischen warf, und die Portugiesen zu gleicher Zeit mit den Indiern eindringen konnten. Diese fuhren zwar fort, sich muthig in den Straßen, in den Häusern und hauptsächlich im Palaste des Zabaim zu vertheidigen. Allein auch von hier verjagt, sammelte sich der Feind auf einem benachbarten Hügel und es kostete noch einen sechsstündigen Kampf, um den Sieg zu vollenden.

Albuquerque war jetzt bemüht, aus Goa die Hauptstadt eines neuen asiatischen Reiches zu machen. Er schickte Gesandte aus und empfing deren, die er durch Entfaltung einer selbst in Indien unbekanntem Pracht in Staunen versetzte, noch mehr aber durch die ungeheuern Befestigungen, welche er anbringen ließ, wie durch die nützlichen Werke, welche er schuf. Sein Streben ging dahin, die Eingebornen für seine Regierung zu gewinnen, und er wandte zu diesem Zwecke ein etwas sonderbares Mittel an. Nachdem er einige weibliche Gefangene gemacht hatte, die den ersten Familien des Landes angehörten, ließ er sie auf's Anständigste behandeln und suchte solche mit seinen Offizieren zu verheirathen, hie und da ohne viel nach dem Geschmack der Betheiligten zu fragen.

Nachdem Albuquerque diese Maßregeln getroffen hatte, nahm er seine früher gehegten Eroberungspläne wieder auf. Zweierlei beschäftigte hauptsächlich seinen Geist: Ormuz, der reiche Hafenplatz des persischen Meeresbusens, den er schon früher erobert hatte, und Malacca, das man damals als den Schlüssel zu den asiatischen Regionen und den entferntesten Inseln dieses Welttheils ansah. Er entschloß sich zunächst, die Eroberung des letzten Punktes zu versuchen. Obgleich an der Küste einer unfruchtbaren

Halbinsel gelegen, genoß doch damals die Hauptstadt dieses Königreichs eines fast unglaublichen Wohlstandes vermöge ihrer Lage, die sie zum Mittelpunkt des ganzen Handels von Hindustan, China und der Inseln der indischen Inselgruppe machte, desjenigen Handels, der heut zu Tage die Quelle des Reichthums von Singapore ist. Albuquerque begab sich mit einem kleinen Geschwader dahin, auf dem bloß 800 Portugiesen und 600 indische Soldaten eingeschifft waren, die ganze Macht, mit der er den Kampf gegen mindestens 30000 Indier aufnehmen wollte. So tapfer sich auch der Feind vertheidigte, die Unererschrockenheit Albuquerque's und seiner Mannschaft besiegte doch alle Hindernisse. Nachdem er die eingeborne Besatzung aus der Stadt vertrieben hatte, begann er sogleich den Aufbau eines Forts mit den Palasttrümmern des Vicekönigs und setzte die Regierung des Landes in dem Geiste der Festigkeit und der Versicherung ein, den er sich zur Richtschnur seiner politischen Handlungen genommen hatte. Gleichzeitig eröffnete er Unterhandlungen mit den Häuptern von Siam, Java und Sumatra.

Während er sich damit beschäftigte, hatte der Zabaim alle seine verfügbaren Streitkräfte gesammelt und war an der Spitze einer zahlreichen Armee auf die Insel gedrungen, auf der die Stadt Goa erbaut ist; er hatte sogar ein Fort, Benaster genannt, darauf angelegt und schloß von da aus die Stadt ein. Albuquerque, dem es mittlerweile gelungen war, bedeutende Verstärkungen an sich zu ziehen, die ihm von Europa kamen, zwang damit den Feind, die Belagerung von Goa aufzuheben, er ward jedoch mehrmals zurückgeschlagen, ehe es ihm gelang, den Zabaim auch aus Benaster zu vertreiben und ehe er das Uebergewicht der Portugiesen auf der kleinen Insel Goa, die heute noch der Krone Portugal gehört, feststellen konnte.

Der Vicekönig nahm jetzt seine weiteren Eroberungspläne auf. Zunächst scheiterten zwei seiner aufeinanderfolgenden Versuche auf Aden, das damals der Haupthafen des rothen Meeres war, und es vielleicht in den Händen der Engländer wieder werden wird, die es seit 1839 besitzen. Zurückgeschlagen, rüstete er eine neue noch mächtigere Flotte aus, und segelte auf derselben mit 1500 Europäern und 600 indischen Soldaten nach Ormuz, dessen Oberhaupt nicht einmal den Widerstand versuchte. Das berühmte und reiche Ormuz ward auf diese Weise eine portugiesische Niederlassung, und Albuquerque hatte damit einen Erfolg errungen, der seinem Ehrgeiz in diesem Theil der Welt, in dem er durch Sieg und

Staatskunst die Flagge seiner Nation zur herrschenden gemacht hatte, fast nichts mehr zu wünschen übrig ließ.

Aber jetzt war auch seine glänzende Laufbahn ihrem Ende nahe; er war bereits in höherem Alter angelangt, und seine, durch so große Anstrengungen erschütterte Gesundheit gab zu Besorgnissen Anlaß. Sich krank fühlend, wollte er nach Goa zurückkehren; auf dem Wege dahin längs der Küste von Cambay vernahm er Nachrichten, die ihn tief erschütterten. Eine neue Flotte war aus Portugal unterwegs, unter dem Befehl des Lopez de Soarez, des Mannes, den er am meisten haßte und der an seiner Stelle zum Vicekönig bestimmt war. Derselbe brachte neue Ernennungen zu Befehlshabern der Flotte und der Forts mit, die alle aus der Reihe seiner Gegner genommen waren. Seine Macht und sein Einfluß waren gebrochen; kein Brief, keine Ehreenauszeichnung versüßten die Ungnade, in die er gefallen war.

Er war tödtlich verletzt. Ihn, den schwachen, erschöpften, sterbenden Mann wollten seine Offiziere bereden, daß er in ihrer Anhänglichkeit Mittel genug besitze, den Befehlen eines undankbaren Königs zu trotzen, und in den indischen Meeren sein Uebergewicht als Sieger zu behaupten. Vielleicht hätte er dieser gefährlichen Versuchung nicht lange widerstehen können; allein einige Tage ruhiger Ueberlegung ließen ihn sie von sich weisen, und er dachte bald an nichts mehr, als seine verwundete Eitelkeit mit sich in's Grab zu nehmen. Kurz vor seinem Tode schrieb er noch einen Brief voll des edelsten Stolzes an den König von Portugal, um seinen Sohn dessen Gnade zu empfehlen.

Am 16. Dezember 1515 starb er, der der Herrschaft der Portugiesen in Indien die stolze Bahn gebrochen hatte. Zur Zeit seines Todes war das portugiesisch-indische Reich auf seiner Höhe angelangt. Was später noch hinzugefügt ward, waren kleine Striche der afrikanischen und Coromandalküste. Vom Cap der guten Hoffnung an bis an die Gränze von China hatten die Portugiesen etwa 30 Niederlassungen gegründet. Auf dem indischen Ocean waren ihre, besser als die der Eingebornen bewaffneten und bemannten Schiffe fast immer und mit geringen Anstrengungen Sieger. Alle Schiffe der Eingebornen, welche den indischen Ocean besuhren, konnten dieß nur vermittelt der von den Portugiesen ausgestellten Sicherheitspässe. Diese Art Herrschaft, welcher der fast ausschließliche Besitz des Handels zwischen Indien und Europa Werth verlieh, blieb ihnen länger als ein Jahrhundert. Die Geschichte dieses Zeitraumes enthält fast nichts als ihre

Kämpfe gegen die Eingebornen, denen die Unduldsamkeit ihres religiösen Geistes bald einen tiefen Haß gegen sie einflößte. Beseelt von diesem Haße richteten die Fürsten der Eingebornen von Zeit zu Zeit ihre heftigsten Angriffe gegen sie; allein die Tapferkeit und Mannszucht der Europäer giengen stets als Sieger hervor.

Dank der Entfaltung dieser glänzenden Eigenschaften behaupteten die Portugiesen während des ganzen 16. Jahrhunderts ihre Besitzungen an den indischen Küsten und ihre Oberherrschaft auf den indischen Meeren; sogar noch nach der Epoche, mit der ihr Uternehmungsgeist zu erlahmen begann, wirkten der ruhmvolle Name und die moralische Macht, die sie sich erworben hatten, in dem Grade nach, daß die Eingebornen es nicht wagten, ihr Joch abzuschütteln. Aber gegen das Jahr 1600 erschien ihnen in den Meeren Asiens ein neuer, viel furchtbarerer Gegner als alle die, denen sie bis jetzt in diesem Theile der Welt begegnet waren. Durch die Tyrannei des spanischen Philipp II. zur Verzweiflung getrieben, hatten sich die Holländer gegen Spanien aufgelegt, und nach einem langen, blutigen aber ruhmvollen Kampfe unter den unabhängigen Staaten Europas ihren Platz eingenommen. Sogar noch ehe sie von den übrigen Staaten Europas als unabhängig anerkannt waren, besaßen sie schon den Ruf, eine der ersten Seemächte Europas zu sein. Sich beengt fühlend auf einem wenig fruchtbaren Boden, und da ihre Bevölkerung rasch zunahm durch die Menge von Flüchtlingen, welche bei ihnen die doppelte Wohlthat bürgerlicher und religiöser Freiheit suchten, sahen sie sich gleichsam durch die Noth gezwungen, dem Weltmeere Mittel ihrer Ernährung oder Bereicherung abzuverlangen. Die glückliche, ebenso dem Fischfang als dem Handel günstige Lage ihrer Küsten hatte es ihnen möglich gemacht, in diesen Zweigen menschlicher Betriebsamkeit Fortschritte zu machen, die damals die aller andern Seemächte in Schatten stellten. Ein Volk, wie das holländische, das seine ganze Thätigkeit zur See entfaltete, mußte nothwendig in Völbte dieselbe dem indischen Handel zuwenden, dem man stets, aber damals noch in höherem Grade als jetzt, eine eingebilbete Bedeutung beilegte. Uebrigens waren die Holländer nicht sogleich stark genug, die Flotten Spaniens und Portugals, welche die Zugänge nach Indien bewachten, zu bekämpfen. Sie versuchten zunächst, nordwärts ihren Weg nach Asien zu finden, was die Unvollständigkeit der damaligen geographischen Kenntnisse nicht als so überaus schwierig erkennen ließ. Drei in dieser Richtung aufeinanderfolgende Unternehmungen scheiterten jedoch und der geringe

Erfolg, von dem sie begleitet waren, bewies zum wenigsten, daß, wenn dieser Weg auch vorhanden ist, derselbe doch der Handelschiffahrt nur äußerst geringen Nutzen gewährt.

Die Holländer mußten daher die Unmöglichkeit erkennen, den Portugiesen auf andere Weise die Spitze zu bieten, als indem sie ebenfalls den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung aussuchten; sie entschlossen sich kühn dazu. Was sie hierzu zu wissen brauchten, verschaffte ihnen ein patriotischer Mann Namens Cornelius Houtmann, der es während seines langen Aufenthaltes zu Lissabon erkundet hatte.

Die Behörden dieser Stadt, deren Argwohn sein eifriges neugieriges Benehmen erregt hatte, hatten ihn in's Gefängniß gesetzt, aus dem er nur gegen ein sehr hohes Lösegeld entlassen ward. Dank seinen Belehrungen, hatten jedoch die Holländer in drei Monaten ein wohlbewaffnetes und mit allen geeigneten Handelsartikeln versehenes Geschwader von vier Schiffen auszurüsten können. Houtmann, der selbst den Oberbefehl darüber führte, segelte im Herbst 1596 ab und kam nach einer langen, aber nicht mit besondern Schwierigkeiten verknüpften Reise vor Bantam auf der Insel Java an. Anfänglich fand er daselbst eine sehr gute Aufnahme und Behandlung; später aber gerieth er in Streit mit dem Könige des Landes, ward gefangen gesetzt, in Ketten gelegt, und erhielt seine Freiheit nur gegen Aufopferung eines Theils seiner Ladung. Er kehrte hierauf nach Europa zurück, wo er mit Triumph empfangen wurde; er hatte damit den Holländern den Weg und die Möglichkeit gezeigt, eine Flotte in diese fernen Regionen zu führen und sie vor dem Feinde sicher zu stellen. Die Handelsgesellschaft, welche die Ausrüstung des ersten Zugs besorgt hatte, sandte, verstärkt durch die Kapitalien einer zweiten, welche sich bei der Rückkehr Houtmanns bildete, in den ersten Monaten des Jahrs 1599, unter Houtmanns und Van Neck's Befehl, eine zweite Flotte dahin aus, die nicht weniger als acht Fahrzeuge zählte. Dieselben erreichten glücklich die Küste von Sumatra, wo sie sogleich ihre Ladungen mit bedeutendem Gewinne verkauften, so daß Van Neck das darauf folgende Jahr vier mit Spezerieen beladene Schiffe in dem Hafen von Amsterdam ausladen lassen konnte.

Diese glücklichen Erfolge ermutigten die Holländer. Mehrere neue Handelsgesellschaften waren in der Bildung begriffen. Die Resultate ihres Wettstreits waren so groß, daß im Jahr 1600, also kaum nach Verfluß von fünf Jahren, seitdem die Holländer das erste Mal das Cap der guten

Hoffnung umsegelt hatten, vierzig ihrer Schiffe mit Ladungen von 400 bis 600 Tonnen nach den indischen Meeren unterwegs waren. Ihre Thätigkeit und geschäftliche Sorgfalt hatten nahezu die Portugiesen aus diesen Breitegraden verdrängt. Bis dahin hatten sie sorgfältig, indem sie sich von den Orten fern hielten, welche die Schiffe ihrer Rivalen besuchten, alles Zusammentreffen mit denselben vermieden; in dem Verhältnisse aber, wie ihre eigenen Erfolge und Kräfte zunahmen, dachten sie an die Vertreibung derselben. Sie brauchten von da an alle denkbaren Mittel, um die Unzufriedenheit der Eingebornen gegen die Portugiesen zu erregen, die selbst einzusehen begannen, daß es diesen weniger um den Handel als um die Eroberung zu thun war, und gegen die sie schon wegen ihres religiösen Bekehrungsseifers stark aufgebracht waren. So kam es, daß die Malalen, aufgereizt und unterstützt durch einige portugiesische Freiwillige, sich eines Tags durch Ueberraschung des Forts Aschin bemächtigten und dessen ganze Besatzung bis auf den letzten Mann niedermetzelten. Die Portugiesen verloren ebenso mehrere ihrer Niederlassungen auf den Molukken, während die Holländer mit jedem Tage mächtiger wurden.

Philipp II. von Spanien, dem nach dem Tode Sebastians auch die Krone Portugals zufiel, konnte nicht ohne großen Mergel seine Unterthanen aus diesen herrlichen Besitzungen vertrieben sehen, durch die Waffen derselben rebellischen Provinz, die seine Tyrannei zum Widerstand getrieben, aus der seine Fehler eine große Seemacht gemacht hatten. Auf die Nachricht, daß man in Holland die Rückkehr einer großen indischen Flotte erwarte, ließ er im Geheimen dreißig Kriegsschiffe ausrüsten, die sich des unterwegs befindlichen holländischen Geschwaders bemächtigen sollten. Bei den Cap-Vert-Inseln begegnete die spanische Flotte acht holländischen Schiffen, die unter dem Befehl von Spilbergen auf dem Wege nach Indien waren; durch seinen Muth und die Gewandtheit seiner Taktik gelang es jedoch diesem, die Angreifer zurückzuschlagen, und ohne großen Verlust seinen Weg fortsetzen zu können. Dieser erste Versuch, den Philipp II. zur See machte, um die wachsende Handelsmacht der Holländer zu bekämpfen, scheint auch der letzte gewesen zu sein; fortan war er mehr bemüht, sie zu Lande in die Enge zu treiben, allein, wie man weiß, mit ebenso wenig Erfolg. Als auch dieß fehlgeschlagen war, untersagte er den Holländern unter Androhung der schwersten Strafen allen Verkehr mit spanischen Besitzungen. Die Portugiesen in Indien fuhren jedoch noch eine Zeitlang fort, hierin von den Spaniern der Philippinen unterstützt, gegen alle hollän-

bischen Schiffe zu kreuzen; aber den Holländern gelang es nichts desto weniger, sie von den Gewürzinseln zu vertreiben. Im Jahr 1605 verstärkten dieselben ihre Flotte in den indischen Meeren um 19 Kriegsschiffe mit einer Bemannung von 2000 guten Truppen. Mit dieser Streitmacht griffen sie an und bemächtigten sich nach und nach der Niederlassungen ihrer Rivalen auf den Inseln Amboina und Timor, indem sie alle Schiffe derselben, denen sie begegneten, wegnahmen und so ihre Uebermacht in allen indischen Meeren geltend machten.

Es blieb nun den Holländern nichts übrig, als sich noch Malaccas zu bemächtigen, woraus die Portugiesen den Hauptplatz ihrer indo-chinesischen Niederlassungen gemacht hatten. Der holländische Admiral Matelief führte seine Flotte vor diese Stadt; allein dieselbe war in dem Grade vorbereitet, ihn zu empfangen, daß derselbe nach mehreren Wochen nachdrücklicher, aber unnützer Bemühungen das Unternehmen aufgab. Wie groß mußte aber sein Erstaunen sein, als er auf der Rückkehr sich zu Amboina mit Kanonenschüssen empfangen und die spanische Flagge auf den Wällen wehen sah! Diese Umwälzung war durch einige, von den Philippinen aus abgeschickte Schiffe bewirkt worden, deren Mannschaft, aus seiner Abwesenheit Nutzen ziehend, sich auf diese wichtigen Inseln geworfen und sie ohne Mühe erobert hatte, da sie von ihm fast ohne alle Vertheidigung gelassen worden waren. Matelief hatte anfänglich darüber die Fassung verloren, allein er schöpfte Muth aus der Tapferkeit seiner Truppen und griff das Fort an, das er im Sturme eroberte, indem er die unglückliche Besatzung desselben über die Klinge springen ließ. Von hier aus wandte er sich auch den übrigen Inseln zu, und hatte sie sämmtlich in weniger als zwei Monaten für sein Vaterland wieder erobert.

Einige Zeit darauf führten die Holländer den Plan einer Niederlassung auf der Insel Ceylon aus. Im Jahr 1605 sandten sie unter dem Befehl des Van Weerth eine Expedition aus, die anfänglich wie alle ihre früheren gut aufgenommen ward. Als aber Van Weerth ein feierliches, dem Könige dieser Insel gegebenes Versprechen verletzte und sich an dem Hofe desselben mit dem Stolze benahm, den seine Landsleute überall zur Schau zu tragen begannen, ward derselbe gefangen gesetzt und zusammengeworfen. Seine tapfern Genossen, die, trotz ihrer großen Minderzahl, so kühn waren, seinen Tod rächen zu wollen, mußten dasselbe Loos theilen. Dieß hielt jedoch den Generalgouverneur Vort, in der richtigen Ansicht, daß das Unglück des Van Weerth bloß seinem schuldhaften Benehmen beizumessen

sei, nicht ab, eine neue Expedition, unter dem Befehl des Marcellus Boshkuwer, eines ebenso tapfern als geschickten Offiziers, nach Ceylon abzuschicken. Dieser langte daselbst in dem kritischen Momente an, wo die Portugiesen mit einer starken Streitmacht, die sie von ihrer Hauptniederlassung Colombo aus abgerichtet hatten, die Hauptstadt des Radschah so enge einschlossen, daß dieser bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, sich halten zu können. Indem der holländische Befehlshaber die Operationen der Randier leitete und ihnen seine eigene Mannschaft zur Unterstützung zugesellte, errang derselbe für den Radschah einen vollständigen Sieg. Zum Dank dafür erlaubte ihm dieser sogleich, unter den günstigsten Bedingungen eine dauernde Niederlassung zu gründen. Allein erst im Jahr 1656 triumphirten, nach einem langen und blutigen Kampfe, die Holländer vollständig über ihre Rivalen. In diesem Jahre kapitulirte Colombo nach einer Belagerung von 7 Monaten, und die Portugiesen wurden vollständig von der Insel Ceylon vertrieben.

Auf diese Weise Herren des indischen Archipels geworden, wollten die Holländer eine Stadt gründen, die die Hauptstadt ihrer asiatischen Besitzungen und der Mittelpunkt ihrer gesammten politischen und Handelsthätigkeit für diese Breitengrade würde. Sie wählten hierzu eine Dertlichkeit, die an dem westlichen Ende der Nordküste von Java vortheilhaft auf dem Wege nach den Gewürzinseln gelegen ist, und von wo aus man leicht nach Sumatra, Borneo und Celebes gelangt. Nach dem alten Namen ihres Landes nannten sie diese Stadt Batavia.

Die Holländer fuhren in ihren Anstrengungen, sich Malaccas zu bemächtigen, fort, gelangten aber erst im Jahre 1640 nach einer sehr anstrengenden Belagerung dazu. England war auf dem Festlande der gefährlichste Gegner Portugals geworden. Dieser neue Rivale hatte sie bald, trotz des Einflusses, den sie an dem Hofe des Großmoguls besaßen, von Surate und den andern Häfen Gudscherats verdrängt. Eine gemeinschaftlich von den Engländern und dem Schah-Abbas von Persien ausgesandte Expedition beraubte sie Ormuz's; der Zman von Maskat verjagte sie aus der Mehrzahl ihrer Besitzungen an der afrikanischen Küste. Heut zu Tag bilden Goa und Mozambik, beide arm, ohne Handel und in Trümmern liegend, den letzten Rest von der stolzen Herrschaft, welche der große Albuquerque in Indien gegründet hatte.

Erstes Auftreten der Engländer in Indien bis zur Gründung der englisch-ostindischen Compagnie. Von der

Zeit an, wo die Lust an Abenteuern und der Handelsgeist in England erwachte, ist der indische Handel daselbst als eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern betrachtet worden. Die ungemessenen Hoffnungen, die man darauf gründete, waren ohne Zweifel mit vielen Täuschungen verbunden. Es war jedoch Mancherlei, was damals, als Europa sich auf die Laufbahn des Handels zu begeben begann, dem indischen Handel einen besondern Glanz verlieh. Die ersten Erzeugnisse, die man aus jenem Lande einfuhrte, bestanden aus schöneren und reicheren Stoffen, als alle die waren, welche man damals in Europa fabricirte, ohne von feinen Diamanten, Perlen, Goldarbeiten und Gewürzen zu sprechen. Der große Maßstab, in dem die Geschäfte daselbst abgeschlossen wurden, die beträchtlichen Vermögen, die sich von Zeit zu Zeit dabei ansammelten, verliehen diesem Handel einen Anschein von Großartigkeit, den man im gewöhnlichen europäischen Verkehr vergebens suchte. Die fast unermessliche Entfernung der Länder, worauf sich die Unternehmungen erstreckten, verbunden mit dem Ungewissen und Abenteuerlichen, was nothwendig damit verknüpft sein mußte — alles trug dazu bei, sie nur um so lockender für den kühnen und unternehmenden Geist des sechszehnten Jahrhunderts zu machen.

Die Handels- und Seeentwicklung Englands fällt in die Zeit der Regierung Eduards VI., und mehr noch der der Königin Elisabeth. Bis dahin waren Spanier und Portugiesen ihm in der Seefahrt weit überlegen. Diese beiden Völker hatten während einer bewunderungswürdigen Ruhmperiode die Bahn zu den großen Entdeckungen geöffnet und waren bereit, mit ihrer, damals großen Macht die Reiche zu vertheidigen, welche sie erobert hatten. Dagegen hatten die Engländer auf dem neuen Wege zu Ruhm, Macht und Reichthum, der sich ihnen öffnete, nicht nur die Gefahren langer Seereisen, sondern auch den kräftigsten Widerstand von Seiten zweier Völker zu fürchten, welche damals um die Oberherrschaft der Meere kämpften.

England begab sich jedoch mit Enthusiasmus auf diesen neuen Weg; nicht nur Kaufleute, sondern auch Krieger und Staatsmänner, ja sogar Hofleute wurden mit forgerissen. Unter Königin Elisabeth entstand in England eine ganze Generation großer Männer. Zunächst waren sie bemüht, eine neue Straße nach Indien aufzufinden, worauf sie keine Gefahr liefen, so furchtbaren Rivalen zu begegnen, als die Portugiesen

waren. Ihre ersten Versuche waren nach der Nordseite von Asien gerichtet; allein sie waren ebenso wenig wie die Holländer im Stande, in dieser Richtung durchzubringen. Eine aus drei Schiffen bestehende, auf Kosten einer Handelsgesellschaft ausgerüstete Expedition, unter dem Befehl des tapfern Sir Hugh Willoughby, ging elend zu Grunde. Zwei seiner Schiffe scheiterten an der Küste von Lappland; ihre Mannschaft, welcher keine andere Wahl blieb, als in diesem furchtbaren Klima zu überwintern, kam vor Kälte und Entbehrungen um. Richard Chancellor erreichte zwar das weiße Meer mit dem dritten Schiffe, und begab sich von da nach Moskau, wo er mit dem russischen Hofe, den man damals im übrigen Europa noch wenig kannte, in Verbindung trat. Die Abenteurer faßten von da an den Gedanken, sich durch Persien und Rußland einen Weg nach Indien zu bahnen. Vergebens wandten sie vielen Muth und viel Geld an dieses Unternehmen; einige ihrer Agenten drangen nach Persien durch das kaspische Meer, andere bis nach Bokhara, der Hauptstadt der unabhängigen Tartarei, nach Indien gelangte aber keiner. Am Ende begriffen Alle, daß, wenn auch diese Straße nach Indien frei wäre, der Handel doch keinen so langen und kostspieligen Umweg gestatte, daß dagegen die des persischen Meerbusens und rothen Meeres stets die kürzeste und wenigst kostspielige sein würde; sie gaben daher ihre bisher verfolgte Absicht auf und kehrten nach England zurück.

Nachdem dieser Plan somit vereitelt war, versuchte man die nordwestliche Breite, indem man an der Nordküste von Amerika hinauf-, und auf der andern Seite wieder hinabfahre. Man dachte sich, oder man hoffte vielmehr damals, daß das Festland von Amerika in einem allerdings hohen Breitengrade in ein Vorgebirg auslaufe, das sich leicht umsegeln lasse, um so in's stille Meer und über dasselbe an die Ostküste von Asien zu gelangen. Eine Reihe berühmter Seefahrer: Cabot, Frobisher, Davis, Hudson, lenkten in dieser Richtung das Ziel ihrer energischen, unerschrockenen, ausdauernden Bestrebungen, und man kann sagen, daß noch in diesem Jahrhundert die Parry, Ross, Black u. s. w. dieselbe Bahn, wenn auch mehr zu bloß wissenschaftlichem Zwecke verfolgten; denn heut zu Tage, wo diese Straße gefunden ist, täuscht sich Niemand über deren praktischen Werth mehr.

Das unglückliche Resultat aller dieser Versuche, um über den Norden der großen Festlande oder vermittelt großer Binnenländer in die indischen Meere zu gelangen, zwang endlich die Engländer, an der Straße um

das Cap der guten Hoffnung festzuhalten, als der einzigen, die sich mit Vortheil verfolgen lasse. Allein König Philipp II. von Spanien behauptete in seiner Eigenschaft als König von Portugal ein ausschließliches Recht an die Benützung dieser Straße zu haben, und der von ihm erhobene Anspruch schien nach damaligem Völkerrecht allerdings begründet. Anderseits hegte die Regierung von England keinen besondern Wunsch, mit dem mächtigsten Souverain jener Zeit deßhalb in Krieg zu gerathen; überdieß liefen bewaffnete Handelsschiffe an den Küsten von Portugal oder in der Nähe der Niederlassungen des Königs von Spanien an der afrikanischen oder asiatischen Küste, Gefahr, von Rivalen angegriffen zu werden, die niemals Quartier gaben.

Da jedoch die Pläne der englischen Seefahrer immer großartiger wurden, und England sich stets mehr den größten Seemächten Europas an die Seite stellte, so wollte man noch eine letzte Straße versuchen, worauf keine Rivalen zu fürchten waren. Drake, ein Mann, der mit Auszeichnung im Golf der Antillen und an der Küste von Amerika gedient hatte, nahm den Plan auf, südlich nach Indien zu dringen. Die Reichthümer, welche er sich auf seiner bisherigen Laufbahn erworben hatte, verwandte er auf die Ausrüstung von fünf Fahrzeugen, wovon das größte nur 100 Tonnen, das kleinste bloß 12 Tonnen faßte. Er rüstete sie vollständig aus und nahm reiche Ladungen aus den schönsten Mustern der englischen Industrie und sogar eine Musikbande mit. Nachdem er von Plymouth, den 13. Dezember 1577, abgefahren war, passirte er im August des darauf folgenden Jahres die magellanische Meerenge. Er kreuzte hierauf einige Monate lang an den Küsten von Spanisch-Amerika, enthielt sich wohl auch nicht, das eine oder andere reiche Schiff zu kapern, dem er auf seiner Fahrt begegnete. Bereichert durch seine Preisen, wollte er, obgleich sein kleines Geschwader sich bis auf ein einziges Schiff vermindert hatte, durch den Nordwesten von Amerika nach Europa zurückkehren. Er segelte auch wirklich nach der Küste von Californien, das er zuerst entdeckt zu haben glaubte, und dem er den Namen Neualbion gab. Allein mehr nördlich sah er, daß sein Vorhaben unausführbar sei und suchte daher über das stille Meer, an den Molukken vorüber, den Weg nach Europa zurück. Ohne sich irgendwo sonst aufzuhalten, lenkte er seinen Weg nach den Gewürzinseln, deren kostbare Erzeugnisse damals im ganzen Westen geschätzt waren. Der König von Ternate, damals im Kriege gegen die Portugiesen begriffen, empfing den englischen Seefahrer mit der größten Artigkeit, der auf diese

Weise den Ruhm genoß, als der erste einen Handel zu eröffnen, den England seitdem auf so wunderbare Weise entwickelt hat. Längs der Insel Java erreichte er das Cap der guten Hoffnung, ohne einen andern Punkt des asiatischen Festlandes anzufahren; nachdem er noch in Sierra Leone Anker geworfen hatte, um frische Lebensmittel und Wasser einzunehmen, traf er am 26. September 1580, nach 2 $\frac{1}{2}$ -jähriger Reise wieder in Plymouth ein, wo er von allgemeinem Jubel begrüßt ward. Der von Drake erlangte Ruhm war ein Sporn für andere Kapitäne, seinen Spuren zu folgen. Thomas Cavendish, ein reicher Gutsbesitzer aus der Grafschaft Suffolck, der unter dem Befehl des Sir Richard Granville die Seekunst erlernt hatte, verkaufte seine Güter und verwandte deren Ertrag zu einer Spekulationsreise in das Südmeer und um die Welt. Nachdem er von Plymouth am 21. Juli 1586 abgereist war, befand er sich in den ersten Monaten des folgenden Jahres an der Küste von Spanisch-Amerika, wo er, auch hierin dem Beispiel Drakes folgend, zahlreiche und sehr kostbare Prisen machte. Von da an fuhr er über das stille Meer und legte bei Guahani, einer der Ladronen, an. Hierauf besuchte er die Philippinen, die damals von den Spaniern besetzt waren, nach diesen die Molukken und Java, und kam im September 1588 um das Cap der guten Hoffnung herum wieder in Europa an.

Trotz dem Erfolg dieser Reisen und der Bewunderung, welche sie erregten, konnte man doch dergleichen Expeditionen nicht als Muster eines geregelten Handels ansehen, und hatte stets nach einer leichteren, geeigneteren Straße geforscht. Vor der Rückkehr Drakes war es im Vorschlag gewesen, durch das Mittelmeer, über Aleppo und Bagdad, den persischen Meerbusen und Ormuz an die Küste von Malabar zu gelangen. Ein anderer Engländer, Stevens, der die Reise nach Goa auf einem portugiesischen Schiffe gemacht hatte, gab eine Beschreibung seiner Reise heraus, worin er die Fruchtbarkeit der Gegend, in der diese Stadt liegt, die Vortheile, welche sie dem Handel biete und die Bereitwilligkeit, mit der sein Hafen dem Handel aller Nationen geöffnet sei, in den glänzendsten Farben schilderte. In Folge dessen sandte die Regierung der Königin den John Newberry und Ralph Fitch, die zwei Personen, welche am meisten die Nothwendigkeit der Benutzung der neuen Straße dargelegt hatten, mit zwei Briefen aus, wovon der eine an den Kaiser von China, der andere an den Großmogul Kaiser Akbar gerichtet war. In diesen Sendschreiben suchte die Königin von England das Wohlwollen dieser Machthaber für

die Ueberbringer derselben, welche aus so weiter Entfernung in ihre Länder des Handels wegen kämen, nach, und versprach in geeigneten Fällen deren Unterthanen das Gleiche angedeihen zu lassen. Die Sendboten verließen England mit diesen Briefen Anfangs des Jahres 1583.

Nachdem die beiden Engländer von Seiten der portugiesischen Behörden in Ormuz manches Drangsal erlitten hatten, erhielten sie endlich die Erlaubniß, sich nach Goa zu begeben; kaum aber, nach einer gefahrvollen Fahrt, daselbst angekommen, wurden sie in's Gefängniß geworfen. Was man ihnen zum Vorwurf machte, bestand sonderbarer Weise darin, daß man Drake anklagte, zwei Kanonenschüsse auf eine portugiesische Brigg in den Gewässern von Malacca gethan zu haben. Die beiden Engländer wußten hiervon nichts, und wiesen nach, wie ungerecht es sei, daß man Engländer so grausam behandle, während man Franzosen, Flamänder, Türken, Perser, Moskoviten u. s. w. freien Aufenthalt und Verkehr in Goa gestatte. Nachdem man sie einen Monat lang in Gefangenschaft gehalten hatte, ließ man sie zwar frei, aber nur gegen Erlegung der Summe von 2000 Pardaos als Sicherheit dafür, daß sie die Stadt nicht ohne Erlaubniß verlassen würden.

Waren sie auch hierzu wenig geneigt, da sie vortheilhafte Geschäfte daselbst machten, so wurde ihnen doch bald darauf ein großer Theil ihrer Waaren gestohlen; sie mußten viel Geld auf Bestechungen verwenden, und man preßte ihnen noch größere Summen als Sicherheitsleistungen aus. Nach einem fünfmonatlichen Aufenthalte, und nachdem sie ihre Beschwerden dem Gouverneur vorgetragen hatten, erhielten sie von diesem eine wenig befriedigende Antwort; man bedrohte sie vielmehr mit neuem Unglück, indem man ihnen ankündigte, daß neue Klagepunkte gegen sie vorlägen. Diese Erklärung mußte sie in starke Unruhe versetzen, sie fürchteten als Sklaven behandelt, oder, wie man ihnen andeutete, erbroffelt zu werden. Sie entschlossen sich daher, die Flucht zu ergreifen, so lange sich ihnen hierzu die Möglichkeit biete, und verließen daher am 5. April heimlich die Stadt, dem Innern zu.

Die beiden Engländer veröffentlichten in ihrer später erschienenen Reisebeschreibung einen Bericht über das, was sie auf ihrer Reise durch den größeren Theil von Hindustan wahrgenommen hatten, einen Bericht, der um so interessanter für jene Zeit war, da kein Europäer jemals vor ihnen jene Theile bereist hatte.

Obgleich nun diese Expedition für die Abenteurer, welche sie unternommen hatten, ruhmvoll verlief, und obgleich man durch dieselbe eine Masse interessanter Mittheilungen über den Handel und die Producte jener Länder erhielt, so war es doch klar, daß ein so vielen Gefahren auf einem so weiten Wege ausgelegter Handel weder sicher, noch nützlich sein konnte. Zwar betrieben ihn die Venetianer auf gleiche Weise; allein sie befanden sich hierzu in einer geographisch günstigeren Lage als England, und selbst ihnen liefen seit der Entdeckung des Caps der guten Hoffnung die Portugiesen den Rang ab. Das Interesse des Handels bestund damals entschieden auf der letzterwähnten Straße, als der einzigen, die mit der größtmöglichen Sicherheit die meisten andern Vortheile verbinde; allein dieselbe ward von den Spaniern und Portugiesen auf's Argwöhnischste bewacht, weshalb die englische Regierung, wenn sich solche auch damals mit diesen Nationen im Kriege befand, Anstand nahm, Unternehmungen zu begünstigen, die jeden Friedensabschluß fast unmöglich gemacht hätten. Im Jahre 1591, am 10. April, verließen indeß wieder drei Fahrzeuge, unter den Befehlen der Seecapitäne Raymond, Kendal und Lancaster, den Hafen von Plymouth. Im August desselben Jahres, wo solche sich am Cap befanden, hatten die Mannschaften dieser Schiffe in dem Grade von Krankheiten gelitten, daß man für gut hielt, den Capitän Kendal mit den Kranken nach Europa zurück zu senden. Die beiden andern Capitäne setzten ihre Reise fort; als sie aber auf der Höhe des Caps Corriente angelangt waren, geriethen sie in einen so furchtbaren Sturm, daß das Schiff Raymonds, der die beiden noch übrigen befehligte, von dem andern getrennt ward und spurlos verschwand. Das allein noch übrige, unter dem Befehl Lancasters, ward einige Tage später von einem neuen Sturme getroffen, dessen Blitzschläge vier der Mannschaft tödteten, und fast den ganzen Rest verwundeten oder blindeten. Nachdem sie sich jedoch wieder etwas erholt hatten, erreichten die Seeleute die Insel Comor, wo sie Lebensmittel und Wasser einnahmen. Die Eingeborenen bewiesen sich anfänglich keineswegs feindlich, und es entspann sich schnell mit denselben ein freundschaftlicher Verkehr, bis eines Tages zwei Schiffsabtheilungen, jede von 16 Mann, die nöthiger Arbeiten wegen an's Land gesandt waren, plötzlich von den falschen Insulanern angegriffen wurden. Capitän Lancaster erlebte den Schmerz, sie sämmtlich erliegen zu sehen, ohne daß es ihm möglich war, ihnen zu rechter Zeit Hülfe zu bringen.

Genöthigt, die Anker zu lichten, segelte sein Schiff nun nach Zan-

zibar, wo er guten Ankergrund fand und dasselbe wieder ausbessern lassen konnte; dort vernahm er aber, daß die Portugiesen ihn anzugreifen beabsichtigten. Widrige Winde entführten ihn von da und warfen ihn auf die Insel Socotara, wo er günstigere Winde abwartete, die ihn schnell nach dem Cap Comorin brachten. Nachdem er dasselbe (Mai 1592) umsegelt hatte und in die Nähe der Nicobaren gerathen war, ohne jedoch Kenntniß davon zu haben, berührte er Sumatra und von da die heute noch unbewohnten Inseln von Pulo Penang. Dort brachte er die von ihm so genannte Winterzeit zu, d. h. diejenige der Stürme, denen diese Meere in den Monaten Juli und August ausgesetzt sind. Längs der Küste von Malacca begegnete er drei Schiffen, im Gehalte von 65 oder 70 Tonnen, jedoch nur einem nahe genug, um es angreifen zu können; da es sich fand, daß dasselbe einer Gemeinschaft von Jesuiten gehöre, wie wenigstens der Engländer wissen wollte, so trug er kein Bedenken, sich desselben zu bemächtigen. Da ihm diese leichte, gewinnbringende Art, Geschäfte zu machen, sehr wohl gefiel, so begab er sich in die Meerenge von Malacca, durch welche alle portugiesischen Schiffe auf ihren Fahrten nach China und den Molukken passiren mußten, auf's Kreuzen. Zunächst nahm er ein mit Reis beladenes Schiff von Negapatnam, ließ aber ein zweites schönes Schiff von 400 Tonnen entchlüpfen; einige Tage darauf entschädigte ihn jedoch reichlich die Wegnahme einer prächtigen Gallione von Goa, die sich ihm ohne Kampf ergab. Sie war reich mit allen Erzeugnissen Indiens beladen. Allein diese schöne Brise nützte ihm nur wenig, aus dem Grunde, weil es dem Capitän und der Mannschaft derselben gelang, sich zu retten, und weil Lancaster, im Unwillen über den Ungehorsam der Seinigen, sie sich selbst überließ, um nur so schnell wie möglich wieder die hohe See zu gewinnen.

Hierauf begab er sich in die Bucht von Junkheylon, um sich Theer zum Kalfatern seines Schiffes zu verschaffen, und wandte sich von da nach Pointe de Galle auf Ceylon. Zunächst legte er sich auch hier wieder auf's Kreuzen, um die Flotten abzufangen, welche aus Bengalen und Pegu kamen; allein seine Matrosen, denen ihre bisherigen Erfolge genügten, und die einer längeren Reise müde wurden, erklärten sich in offener Rebellion gegen ihn und zwangen ihn so zur Rückkehr nach England. In den ersten Tagen des Jahres 1593 war er am Cap und sah sich nach einer langen Reise längs der afrikanischen Küste, weil es ihm an Lebensmitteln, hauptsächlich an Zwieback, fehlte, genöthigt, bei der Dreieinigkeits-

insel Anker zu werfen. Nach einigen weiteren Erlebnissen kam er endlich in sein Vaterland zurück, nach einer Reise von 3 Jahren und 2 Monaten, zu welcher er demnach die doppelte Zeit brauchte, welche sonst die Portugiesen auf dieselben Reiseziele zu verwenden pflegten.

Wir sind jetzt an dem Zeitpunkt der Gründung der englisch-ostindischen Compagnie (s. S. 48 u. folg.) angelangt. Von da an geschahen die englischen Expeditionen mit dem Nachdruck, der dieser Nation eigen ist. Nach vielen Wechselfällen des Glücks gründeten sie an den für den Handel bestgelegenen Punkten auf gepachteten Strecken ihre Niederlassungen, fühlten sich aber bald so stark, daß die Agenten der Compagnie bereits 1686, also 86 Jahre nach Gewährung des ersten Freibriefes, den sich eine Gesellschaft von Kaufleuten zum Betrieb des ostindischen Handels von ihrer Regierung zu verschaffen gewußt hatte, den Austrag ihrer Beschwerden, welche sie den indischen Fürsten gegenüber zu machen hatte, auf das Schwert verwiesen.

Vergleicht man die jetzige erstaunliche Größe des englisch-indischen Reiches mit dem schüchternen Beginn der Thätigkeit der Engländer auf diesem Gebiete, so kann man nur über die energische Thatkraft einer Nation staunen, die so Großes vollbracht hat.

Es scheint wunderbar, wie es den Engländern möglich sein konnte, 5000 See-Meilen entfernt von dem Heimathlande, und mit Mitteln, die nach europäischem Maßstabe meist nur beschränkt sein konnten, zu so großen Resultaten der Eroberung und der Herrschaft zu gelangen. Betrachtet man jedoch dieses glorreiche Indien, wie sein Boden von Fruchtbarkeit strotzt, prangend in der ganzen großen Pracht der Tropen, glühend unter dem hellsten Sonnenschein des Orients, mit allen noch unerforschten Reichtümern seiner Tiefen, so muß man gestehen, daß es deren werth ist, die es erobert haben und so tapfer behaupten.

Zwei Ereignisse machten das fünfzehnte Jahrhundert zu dem wichtigsten der neueren Weltgeschichte: die Entdeckung Amerikas und die Aufindung des Wegs nach Indien um das Cap der guten Hoffnung. Beide, fast gleichzeitige Ereignisse befreiten die europäische Menschheit von dem lethargischen Zustande, in dem sie Jahrhunderte lang erstarrt gelegen hatte, öffnieten neue Felder dem dadurch geweckten Unternehmungsgeiste, und wie sie den geistigen Fähigkeiten der Menschen einen heilsamen Impuls gaben, waren sie die Vorläufer der religiösen und politischen Revolutionen, welche seitdem die christliche Welt erschütterten.

Bezeichnend ist es aber für die Weltbestimmung der angelsächsischen

Race, daß sie auf beiden Gebieten — Amerika und Asien — ihre vordem siegreichen Rivalen verdrängt hat, oder, wo dieß nicht schon geschehen, zu verdrängen im Begriff ist.

Der Mohamedanismus in Indien.

Die Mohamedaner waren die ersten, welche in die stille abgeschlossene Welt der Hindus mit bleibender Wirkung einbrachen. Sie bilden noch heutigen Tags das wichtigste Volkselement in Hindustan neben den Eingeborenen, und zwar, trotz ihrer geringeren numerischen Bedeutung, mehr noch als die letzteren, da ihnen größere Thatkraft innewohnt.

Die indische Welt ist unter dem dreifachen Einflusse der Lehren Brahma's, Mohamed's und Christus, und es ist daher von großem Interesse, die Wirkung einer jeden dieser Religionen auf den Geist des Hinduvolks und dessen Verhalten zu einer jeden derselben zu beobachten.

Aber auch außerdem ist das Auftreten der Mohamedaner in Hindustan so eng mit der älteren und neueren Geschichte dieses Landes verflochten, daß ein näheres Eingehen auf dasselbe unerläßlich ist.

Mit dem Jahre 622 beginnt die Hegyra oder das mohamedanische Zeitalter — eines der denkwürdigsten in der Geschichte des Menschengeschlechts, sowohl durch die Gründung einer neuen Religion, als durch eine folgenreiche Umwälzung und durch eine Persönlichkeit, deren Wirkung einen bleibenden Eindruck für alle Zeiten hervorgebracht hat.

Arabien ist die Halbinsel, welche von Persien durch den persischen Meerbusen, von Aegypten durch den arabischen Meerbusen und das rothe Meer getrennt ist. Die Bewohner dieses Landes leiten ihre Abkunft von Jofkan, dem Sohne Hebers her, der kurz nach der Zerstörung Babels und nachdem die Sprachverwirrung eingetreten war, den Grund zu dem arabischen Reiche gelegt habe. Die Araber bewahren eine lange Liste von Königen, die von Jofkan bis auf Mohamed reicht; es unterliegt aber nicht dem mindesten Zweifel, daß dieselbe sich meist nicht auf historische Daten stützt, und daß es nicht in irgend eines Menschen Macht liegt, die ältere Chronologie von Arabien, eben so wenig wie die eines andern Volkes, vollständig festzustellen.

Was von der älteren Geschichte dieses Volkes mit Sicherheit bekannt ist, beschränkt sich darauf, daß sich dasselbe sowohl von den alten Aegyptern, als den Persern und Römern unabhängig zu erhalten wußte; daß Arabien